



Spiritualität in schwierigem Umfeld: Eine Kerze mit dem Heiligen Feuer aus der Grabeskirche in Jerusalem erreicht am Karsamstag Christen in Beirut.

Foto Eric Bouvet/Le Figaro/Laif

Der Westen blickt auf uns wie auf die Ruinen der Akropolis! Temperamentvoll bekundete Boulos Wehbe von der Beiruter Notre-Dame-Universität seine Frustration. Der Priester, der dem Griechisch-Orthodoxen Patriarchat von Antiochien angehört, beklagte die Ignoranz Europas: Dort nehme man die christlichen Kirchen des Nahen Ostens nicht als gelebtes Christentum, sondern nur noch als museale Relikte der Vergangenheit wahr. Wehbe sagte das im Schatten des Greifswalder Doms, denn hier im Alfred Krupp Wissenschaftskolleg waren Theologen, Historiker und Sozialwissenschaftler aus Europa, dem Libanon, Syrien und dem Irak zusammengekommen, um über die Situation des orientalischen Christentums zu sprechen.

Die Vorträge und Diskussionen machten die unterschiedlichen Sichtweisen deutlich, die zwischen Orient und Okzident bei aller menschlichen Verbundenheit herrschen. Die tiefe Spiritualität der Orientkirchen, ihre traditionsbewussten Liturgien und Riten stoßen in den säkularisierten Kirchen des Westens auf eine Mischung aus Bewunderung, Neid und Befremden. Zwar liegt im Orient die Wiege des Christentums, aber Protestanten und Katholiken im Westen sehen nicht hier ihre eigentlichen Wurzeln, sondern im konstantinischen Rom, wie der Göttinger Experte für Orientalische Kirchengeschichte Martin Tamcke am Rande der Tagung bemerkte.

In der breiteren Öffentlichkeit werden die Orientchristen kaum zur Kenntnis genommen. Außerhalb der kirchlich-wissenschaftlichen Fachwelt meint man, Nordafrika und der Nahe Osten seien mit Ausnahme Israels originär islamische Regionen. Dass diese Gebiete vor der Ausbreitung des Islams fast vollständig christianisiert waren, ist weitgehend unbekannt. Und dass es in Ländern wie der Türkei, Ägypten, Syrien oder den Irak auch heute noch große christliche Gemeinden gibt, dringt hierzulande nur dann ins öffentliche Bewusstsein, wenn Christen Opfer islamistischer Attacken werden.

Sie hoffen auf säkulare Staaten

Eine Tagung in Greifswald macht auf die schwierige Lage der Orientchristen aufmerksam.

Ihre ohnehin prekären Lebensbedingungen haben sich in den vergangenen Jahren noch verschlechtert, die Zahl der Emigranten wächst. Nach Angaben des Zentralrats Orientalischer Christen in Deutschland leben hierzulande 650 000 Menschen, die einer orientchristlichen Konfession angehören. Wie sehr sie die Austrocknung ihrer Gemeinden fürchten, machten die orientkirchlichen Priester in Greifswald immer wieder deutlich.

Zur Religion zweiten Ranges wurde Christentum durch die muslimischen Eroberungszüge. Christen durften ihren Glauben praktizieren, wurden aber politisch bevormundet und sozial benachteiligt. Trotzdem prägten sie die islamische und die europäische Geistesgeschichte nachhaltig, indem sie das Wissen antiker Philosophen und Mediziner durch die Übersetzung der griechischen Texte an die muslimischen Araber weitergaben.

Wie sich ihre ambivalente, aber erträgliche Situation in die heutige, zunehmend unerträgliche verwandelt hat, zeichneten mehrere Vorträge nach. Die Christen als Schutzbefohlene der muslimischen Herrscher wurden beim Zerfall des Osmanischen Reiches wiederum zu Schutzbefohlenen – diesmal der europäischen Mächte England, Frankreich und Russland. Das stempelte sie in den Augen vieler muslimischer Mitbürger zur „fünften Kolonne“ des christlich-imperialistischen Westens

ab. Dieses Stigma hat sich unter dem Vorzeichen des Islamismus verstärkt.

Die Orientkirchen bringt das in eine schwierige Situation: Die Unterstützung des Westens, die sie dringend brauchen, bestärkt zugleich das Vorurteil, das die Christen zu Fremden in ihren eigenen Ländern erklärt. Seit langem sehen viele Christen daher in einem säkularen Staat die einzige Chance für eine gleichberechtigte religiöse Existenz. Daraus erklärt sich das Engagement von Christen für einen arabischen Nationalismus – bezeichnenderweise gehörte ein Christ zu den Gründern der Baath-Partei. Allerdings hat diese säkulare Ideologie im Zeichen der religiösen Radikalisierung ihre frühere Strahlkraft verloren.

In Greifswald wurde deutlich, dass die Repräsentanten der Orientkirchen die Hoffnung auf einen säkularen Staat nicht aufgeben. Antoine Audo, Bischof von Aleppo der Chaldäisch-katholischen Kirche, entwarf ein Szenario, in dem die arabische Kultur als gesellschaftliche Klammer wirkt und die religiösen Unterschiede überbrückt. Seine Vision eines geisteswissenschaftlichen Dialogs, der an die muslimisch-christliche Symbiose des Mittelalters anknüpft, die Wunden der Gegenwart heilt und „die Seele des Islams“ aus den Fängen des Extremismus errettet, wirkte seltsam idealistisch angesichts der bedrückenden Realität in seinem Heimatland und den Nachbarregionen.

Dem Greifswalder Bischof Hans-Jürgen Abromeit, der die Situation der Orientchristen aus eigener Anschauung kennt, kamen die Ausführungen des syrischen Geistlichen vor „wie von einem anderen Planeten“. Eine solche Vertauschung der Rollen war in Greifswald öfter zu beobachten: Die Referenten und Diskutanten aus Deutschland und Europa, von denen sich einige in Hilfsaktionen „vor Ort“ engagierten, lieferten oft anschaulichere, wirklichere Informationen und Einblicke als ihre Kollegen aus den nahöstlichen Ländern selbst.

„Ihr habt uns vergessen!“ lautete über Jahre der Vorwurf der Orientchristen an die Kirchen des Westens. Inzwischen gibt es zahlreiche Hilfsaktionen und Solidaritätsbekundungen. Doch Protestanten und Katholiken haben mit ihrem Engagement lange gezögert – zu lange, wie manche Kirchenvertreter im Gespräch einräumten. Dafür gibt es ein Bündel von Ursachen: Zur Zeit der arabischen Rebellionen standen die Christen in den Augen westlicher Beobachter, die an eine Demokratisierung des Nahen Ostens glaubten, auf der falschen Seite. Sie hielten es meistens mit den autoritären Regimen – nicht aus Sympathie, sondern in der realistischen Einschätzung, dass sie als bedrohte Minderheit nur von der Staatsmacht ein Minimum an Schutz erwarten durften.

Zudem wollte sich die Bundesregierung nicht dem Vorwurf aussetzen, gegen die religiöse Neutralität zu verstoßen und Christen gegenüber anderen verfolgten Gruppen zu bevorzugen. In den Kirchen verhinderte überdies die politische Korrektheit lange ein deutlicheres Eintreten für die Glaubensbrüder im Orient. Man wollte nicht in den Verdacht der Islamophobie geraten. Diese Hemmungen und Versäumnisse haben sich mittlerweile andere für ihre ideologischen Zwecke zunutze gemacht: Die ungarische Regierung, die sonst auf Abschottung setzt, unterhält ein Staatssekretariat zur Unterstützung verfolgter Christen weltweit und propagiert diese Aktivitäten als eine Verteidigung des kulturellen Erbes Ungarns und Europas.

WOLFGANG KRISCHKE

Die Nadel strickt noch gut

Der britische Schriftsteller ist eine zuverlässige Stütze des weltweiten Buchmarktes: Zum Siebzigsten von Ken Follett

Jeden Schreibmorgen um sieben bringt Ken Follett die Welt wieder in Ordnung. „Ich ziehe mich noch nicht mal an“, erzählt er in einem der vielen Interviews, die er zum Erscheinen eines jeden seiner vielen Bücher bereitwillig gibt. „sondern schlüpfe in meinen Bademantel, mache mir einen Tee und dann fange ich sofort an.“ Seit gut vier Jahrzehnten geht das so. Damals, 1978, veröffentlichte der unbekannte Lokaljournalist aus dem walisischen Cardiff und bis dato unter Pseudonymen Romane fabrizierende Lohnschreiber eines Londoner Verlags den Spionagethriller „Die Nadel“, der mit Donald Sutherland in der Rolle des Nazi-Agenten Henry Faber als bald verfilmt und sofort ein Welterfolg wird. Dem Verschwörungs- und Verbrechergeschichte ist Follett treu geblieben und hat dabei dem nach wie vor gängigen Nazi- und Weltkriegssujet – etwa „Die Leopardin“ (2001) oder „Mitternachtsfalken“ (2003) – auch unmittelbar aktuelle Themen wie Gensforschung („Der dritte Zwilling“, 1997) und Biotechnologie („Eisfieber“, 2004) zur Seite gestellt.

Eine nochmals entschieden gesteigerte Dimension an Aufmerksamkeit und Auflage beginnt mit dem Kathedralen- und Mittelalterhymnus „Die Säulen der Erde“ von 1990, angesiedelt im fiktiven südenländischen Städtchen Kingsbridge des zwölften Jahrhunderts. Zusammen mit Umberto Eco's bereits zehn Jahre zuvor erschienenem Klosterreißer „Der Name der Rose“ hat Follett damit den historischen Roman reanimiert, mehr noch: Zusammen mit den jeweils 1000 bis 1300 Seiten umfassenden, im Zweibis Vierjahresrhythmus produzierten Folgebänden (unter anderem „Die Pfeiler der Macht“, „Die Brücken der Freiheit“ sowie der zweiten und dritten Kingsbridge-Saga „Die Tore der Welt“ und „Das Fundament der Ewigkeit“) hat er diese Gattung zur Stütze des weltweiten Buch- und Bestsellermarktes gemacht, zu einer Stütze übrigens, die trotz Leserschwunds immer noch einigermaßen stabil ist. Genreübergreifend hat Ken Follett inzwischen mehr als dreißig Bücher publiziert, die in etwa achtzig Ländern um die 165 Millionen Mal verkauft und vielfach auch zu Fernsehstoffen wurden.

Im vergangenen Jahrzehnt ist ihm mit den drei backsteindicken Großzählungen über das zwanzigste Jahrhundert – „Sturz der Titanen“, „Winter der Welt“, „Kinder der Freiheit“ – zudem eine Gattungsvariante gelungen, von deren Verkaufsträchtigkeit inzwischen ebenfalls die gesamte Verlagsbranche profitiert: Er hat aus der Historie in Romanform den fast bis an die unmittelbare Gegenwart heranreichenden Zeitgeschichtsroman hervorgehen lassen und dabei reale Akteure von Lenin bis Churchill, von Kennedy bis Kohl und von Castro bis Gorbatschow mit erfundenem Erzählpersonal aus vieler Herren Ländern und über mehrere Generationen hinweg verbunden.

Folletts Erfolg hat sehr viel mit solidem Handwerk und strategischem Können zu tun. Seine Leser wissen einfach, dass sie sich auf ihn verlassen können.

Nie würde ihnen dieser Erzählgeneral blinde Motive oder kompliziert verschachtelte Handlungsgänge zumuten. Kein Satz ist länger als zwei, drei Zeilen, Hypotaxen sind verpönt, Liebeschwüre und Sexszenen hingegen spätestens nach sechzig, siebzig Seiten variierend wieder fällig. Gleichwohl wirkt das narrative Verfahren nicht schematisch, gar fabrikhaft.

Von großer Literatur unterscheidet den Unterhaltungsgiganten Follett, dass er uns die Welt und deren Akteure konsequent und ausschließlich von außen zeigt, also schreibend nicht in sie hinein-zusehen versteht. Das limitiert sein Erzählvermögen, gibt den Lesern aber auch die Freiheit, etwa die seelischen Leerstellen seiner Figuren mit eigener Phantasie zu füllen. An etwa hundert Tagen im Jahr ist Ken Follett auf Recherchereisen oder studiert akribisch Hintergrundmaterial für das jeweils nächste Buch, bestimmt weitere fünfzig benötigt er, um als Chef des „Follett Office“ präsent zu sein, dessen fast dreißig Mitarbeiter die Finanzen ebenso im Blick haben wie die medialen Auftritte, die zahlreichen Übersetzer ebenso wie die Agenten und Verlage, die sich global, aber natürlich auch im höchst eigenen Interesse um die Follett-Verbreitung kümmern.

Blieben rund zweihundert Schreibtage. Was um kurz nach sieben beginnt, endet nach einer Ankleide- und einer Mittagspause um Punkt siebzehn Uhr – „auch wenn ich gerade mitten in einer Szene bin“. Das hält die Welt in Ordnung. Auch am heutigen Tag, an dem Ken Follett siebzigsten Geburtstag feiert.

JOCHEN HIEBER



Er hat gut lachen: Ken Follett

Foto Laif

Der Tenor Gerard Schneider und die Sopranistin Sydney Mancasola wirkten in der gestrigen besprochenen Frankfurter Premiere von Karol Szymanowskis Oper „König Roger“ mit. Dass ihre Namen teils nicht korrekt geschrieben waren, bitten wir zu entschuldigen. F.A.Z.

WIE SEHR KANN MAN LIEBEN?

«Ein Schmöker mit Niveau – was für eine Wohltat!» *Denis Scheck*

ROWOHLT



rowohlt.de/harstad